

dtv

Sookie Stackhouse, die gedankenlesende Kellnerin aus Louisiana, hat zwar ihr Abenteuer mit einem Vampir ohne Gedächtnis heil überstanden, aber das Leben ist dadurch für sie nicht einfacher geworden. Jetzt macht ihr eine Familienangelegenheit zu schaffen: Ihr Bruder Jason verwandelt sich neuerdings bei Vollmond in einen Panther. Damit nicht genug, treibt in der Gegend ein Killer sein Unwesen, der es offenbar gezielt auf Gestaltwandler abgesehen hat. Zum Glück hat Sookie beste Verbindungen zu Vampiren und Werwölfen – ganz ohne supranatürliche Hilfe wäre dieses Problem wohl kaum zu lösen ...

»Eine Heldin, die mitten in dieser Welt des Seltsamen und Anderen absolut glaubwürdig und überzeugend ist, witzige Dialoge und ein temporeicher Plot – ein mitreißendes Buch!«
(Publishers Weekly)

Charlaine Harris lebt in Arkansas – gemeinsam mit ihrem Mann, ihren drei Kindern, zwei Hunden, zwei Frettchen und einer Ente. Sie ist eine unersättliche Leserin, gemäßigte Cineastin und gelegentliche Gewichtheberin. Charlaine Harris hat zahlreiche Kriminalromane veröffentlicht. Ihre Vampirromane wurden nicht nur mit dem begehrten Anthony Award, sondern auch mit dem Sapphire Award für SF Romance sowie dem französischen Preis »Les Romantiques« für die beste Heldin ausgezeichnet und kamen in die Endauswahl u. a. für den Agatha Award und den Compton Crook Prize.

Charlaine Harris

Vampire bevorzugt

Roman

Deutsch von
Britta Mümmler

Deutscher Taschenbuch Verlag

Dieses Buch ist einer wunderbaren Frau gewidmet, die ich leider viel zu selten sehe: Janet Hutchings (früher Lektorin bei Walker, jetzt Redakteurin des ›Ellery Queen Mystery Magazine‹), die vor vielen Jahren unerschrocken genug war, sich meiner anzunehmen, obwohl ich jahrelang mit dem Schreiben ausgesetzt hatte. Gott segne sie.

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**



Ungekürzte Ausgabe 2007
7. Auflage 2011
Veröffentlicht 2006 im
Deutschen Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
© 2005 Charlaine Harris Schulz
Titel der amerikanischen Originalausgabe:
›Dead as a Doornail‹ (Berkley, New York)
© 2006 der deutschsprachigen Ausgabe:
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagfoto: plainpicture/Lena Clara
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21057-7



Kapitel I

Ich wusste, dass mein Bruder sich in einen Panther verwandeln würde, noch ehe es so weit war. Während ich in das abgelegene Dorf Hotshot an der alten Wegkreuzung fuhr, betrachtete mein Bruder durch die Windschutzscheibe schweigend den Sonnenuntergang. Jason trug seine ältesten Sachen, in einer Wal-Mart-Plastiktüte hatte er ein paar Dinge verstaut, die er vielleicht brauchen würde – eine Zahnbürste, frische Unterwäsche. Wie eingesunken in seine viel zu weite Tarnjacke saß er da und blickte starr geradeaus. Sein Gesicht war angespannt von der Anstrengung, die es ihn kostete, seine Angst und seine Aufregung zu beherrschen.

»Hast du dein Handy dabei?«, fragte ich und merkte in dem Moment, als ich die Worte aussprach, dass ich ihm die Frage bereits gestellt hatte. Doch Jason nickte nur, statt mich anzumaulen. Es war immer noch Nachmittag, aber Ende Januar wird es früh dunkel.

Heute Nacht würde zum ersten Mal im neuen Jahr Vollmond sein.

Als ich das Auto schließlich anhielt, drehte sich Jason zu mir um, und obwohl die Dämmerung bereits vorangeschritten war, konnte ich die Veränderung seiner Augen erkennen. Sie waren nicht mehr blau, so wie meine. Sie waren gelblich. Und ihre Form hatte sich verändert.

»Mein Gesicht fühlt sich so komisch an«, sagte Jason. Noch hatte er eins und eins nicht zusammengezählt.

Das winzige Hotshot lag still und ruhig da im schwindenden Tageslicht. Ein Winterwind fuhr über die kahlen Felder,

und die Kiefern und Eichen erzitterten in den eiskalten Böen. Nur ein Mann war zu sehen. Er stand vor einem der kleinen Häuser, vor jenem, das frisch gestrichen war. Dieser Mann hielt die Augen geschlossen und hatte sein bärtiges Gesicht zum dunkler werdenden Himmel erhoben. Calvin Norris wartete, bis Jason auf der Beifahrerseite meines alten Chevy ausgestiegen war, ehe er herüberkam. Ich kurbelte mein Fenster herunter.

Seine goldgrünen Augen waren genauso erstaunlich, wie ich sie in Erinnerung hatte; doch der ganze Rest war unscheinbar. Gedrungen, graumeliert, kräftig – er sah aus wie Hunderte anderer Männer auch, die ich täglich in Merlotte's Bar sah, abgesehen von diesen Augen.

»Ich werde gut auf ihn aufpassen«, sagte Calvin Norris. Jason stand mit dem Rücken zu mir hinter ihm. Die Luft um meinen Bruder war von merkwürdiger Beschaffenheit, sie schien zu vibrieren.

Nichts von all dem war Calvin Norris' Schuld. Er war nicht derjenige gewesen, der meinen Bruder gebissen und damit für immer verändert hatte. Calvin war ein Werpanther, und zwar von Geburt an, es war seine Natur. Ich zwang mich zu einem »Danke«.

»Ich werde ihn morgen früh nach Hause bringen.«

»Zu mir nach Hause, bitte. Sein Pick-up steht bei mir.«

»In Ordnung. Dann einen schönen Abend noch.« Calvin Norris hob erneut sein Gesicht und hielt es in den Wind. Ich spürte, wie das ganze Dorf hinter den Fenstern und Türen nur darauf wartete, dass ich endlich wieder abfuhr.

Und so tat ich es.

Am nächsten Morgen um sieben Uhr klopfte Jason an meine Tür. Er hielt immer noch die Wal-Mart-Tüte in der Hand, hatte jedoch nichts daraus benutzt. Sein Gesicht war zerkratzt, und seine Hände waren von Schrammen übersät. Er sagte kein Wort. Er starrte mich nur an, als ich fragte, wie er sich

fühle, und ging an mir vorbei durchs Wohnzimmer und die Diele entlang. Die Tür zum Badezimmer fiel mit einem vernehmlichen Klick ins Schloss. Im nächsten Augenblick hörte ich Wasser laufen und seufzte völlig erledigt auf. Obwohl ich gearbeitet hatte und erst um zwei Uhr nachts müde nach Hause gekommen war, hatte ich nicht viel geschlafen.

Als Jason wieder auftauchte, stellte ich ihm Eier mit Speck hin. Mit einem Anflug von Freude setzte er sich an den alten Küchentisch: wie ein Mann, der etwas ihm Vertrautes und Erfreuliches tat. Doch nachdem er einen Moment auf seinen Teller gestarrt hatte, sprang er wieder auf, rannte zurück ins Badezimmer und warf die Tür hinter sich zu. Ich hörte, wie er sich übergab, immer wieder.

Hilflos stand ich vor der Tür. Jason hätte sicher nicht gewollt, dass ich hineinging, das wusste ich. Nach ein paar Minuten ging ich zurück in die Küche und kippte das Essen in den Mülleimer, zwar mit schlechtem Gewissen wegen der Verschwendung, aber ich war außerstande, es selbst zu essen.

Als Jason wiederkam, sagte er nur: »Kaffee?« Er wirkte blass um die Nase und bewegte sich, als hätte er Schmerzen.

»Alles okay?«, fragte ich und wusste nicht, ob er zu einer Antwort überhaupt in der Lage war. Ich goss Kaffee in einen Becher.

»Ja«, sagte er einen Augenblick später, als hätte er darüber erst nachdenken müssen. »Das war das allerunglaublichste Erlebnis meines Lebens.«

Eine Sekunde lang wusste ich nicht, was er meinte – die Erfahrung im Badezimmer war nun wirklich nichts Neues für Jason, der gern mal einen über den Durst trank.

»Die Gestaltwandlung«, sagte ich dann vorsichtig.

Jason nickte und umfasste den Kaffeebecher mit beiden Händen. Er hielt sein Gesicht in den heißen Dampf, der aus dem starken schwarzen Gebräu aufstieg. Dann sah er mir in die Augen. Seine Iris hatte wieder ganz ihr übliches Blau angenommen. »Das ist der allerunglaublichste Rausch«, sagte

er. »Weil ich durch Bisse und nicht von Geburt so bin, werde ich allerdings nicht zu einem echten Panther wie die anderen.«

Ich konnte Neid in seiner Stimme erkennen.

»Aber sogar das, was aus mir wird, ist toll. Du spürst die Magie, du spürst, wie deine Knochen in dir umherwandern und sich neu zusammenfügen, und dein Sichtfeld verändert sich. Plötzlich bist du dem Boden viel näher und bewegst dich auf ganz andere Art, und was das Rennen angeht, Wahnsinn, du kannst vielleicht rennen. Du kannst jagen ...« Und dann erstarb seine Stimme.

Über den Teil wollte ich ohnehin lieber nichts erfahren.

»Dann ist es also gar nicht so übel?«, fragte ich angespannt mit gefalteten Händen. Jason war der einzige Angehörige, den ich hatte, außer einer Cousine, die schon vor Jahren in die Drogenszene abgerutscht war.

»Gar nicht so übel«, stimmte Jason zu und zwang sich zu einem Lächeln. »Jedenfalls solange du ein Tier bist. Alles ist ganz einfach. Erst wenn du wieder ein Mensch wirst, fängst du an, über die Dinge nachzudenken.«

Er hegte keine Selbstmordgedanken. Er war nicht mal bedrückt. Erst als ich wieder ausatmete, fiel mir auf, dass ich die ganze Zeit die Luft angehalten hatte. Jason würde mit dem, was ihm widerfahren war, leben können. Er würde damit klarkommen.

Ich verspürte eine ungeheure Erleichterung, als wäre ich plötzlich von einem schmerzhaften Knebel befreit worden. Tagelang, ja wochenlang hatte ich mir Sorgen gemacht, und jetzt war diese Angst verschwunden. Das hieß allerdings nicht, dass Jasons Leben als Gestaltwandler problemlos verlaufen würde, wenigstens befürchtete ich das. Wenn er eine normale Frau heiratete, würden ihre Kinder auch normal sein. Doch wenn er in die Gestaltwandler-Gemeinde von Hotshot einheiratete, würde ich Nichten und Neffen haben, die sich einmal im Monat in Tiere verwandelten. Zumindest

nach der Pubertät, was ihnen und auch ihrer Tante Sookie immerhin etwas Zeit gab, sich darauf einzustellen.

Zum Glück hatte Jason eine ganze Menge freier Tage und musste nicht ständig bei seiner Straßenbautruppe parat stehen. Doch ich musste heute Abend arbeiten. Sobald Jason in seinem auffälligen Pick-up weggefahren war, kroch ich noch mal ins Bett, in Jeans und allem, und war innerhalb von fünf Minuten fest eingeschlafen. Meine Erleichterung wirkte wie ein Beruhigungsmittel.

Als ich aufwachte, war es fast drei Uhr und an der Zeit, dass ich mich für meine Schicht im Merlotte's fertig machte. Draußen schien die Sonne bei etwa elf Grad, wie mir das Inwendisplay meines Außenthermometers verriet. Nicht besonders ungewöhnlich für das nördliche Louisiana im Januar. Die Temperatur würde fallen, sobald die Sonne unterging, und Jason würde sich verwandeln. Aber er würde ja hier und da von Fell bedeckt sein – nicht vollständig, da er zu einem Wesen halb Mensch, halb Tier wurde – und er würde mit anderen Panthern zusammen sein. Sie würden auf die Jagd gehen. Die Wälder rund um Hotshot, ein abgelegenes Dorf im Landkreis Renard, würden heute Nacht wieder zu gefährlichem Terrain werden.

Während ich durchs Haus lief und etwas aß, duschte und Wäsche zusammenlegte, dachte ich über ein Dutzend Dinge nach, die ich zu gern gewusst hätte. Ich fragte mich, ob die Gestaltwandler einen Menschen, der ihnen zufällig im Wald begegnete, wohl umbringen würden. Ich fragte mich, wie viel ihres menschlichen Bewusstseins ihnen in ihrer Tiergestalt erhalten blieb. Und wenn sie sich in ihrer Panthergestalt paarten, bekamen sie dann ein Junges oder ein Baby? Was geschah mit einer schwangeren Werpantherin bei Vollmond? Und ich fragte mich, ob Jason all diese Fragen bereits beantworten konnte, ob Calvin ihm wohl irgendeine Einweisung gegeben hatte.

Aber ich war froh, dass ich Jason nicht gleich heute Morgen

danach gefragt hatte, jetzt, wo alles noch so neu für ihn war. Ich würde noch genug Gelegenheit haben, ihm meine Fragen zu stellen.

Zum ersten Mal seit Neujahr dachte ich über die Zukunft nach. Das Vollmond-Symbol in meinem Kalender schien mir nicht länger das Ende einer Phase zu kennzeichnen, sondern stand nun für eine neue Art der Zeitrechnung. Während ich mein Kellnerinnen-Outfit anzog (schwarze Hose, weißes T-Shirt mit Ausschnitt und schwarze Reeboks), war ich ganz aufgekratzt vor Freude. Ausnahmsweise ließ ich mein Haar mal offen, anstatt es zum Pferdeschwanz zu binden. Ich entschied mich für knallrote Ohrstecker und griff nach einem passenden Lippenstift. Etwas Make-up um die Augen, ein wenig Rouge, und ich konnte aufbrechen.

Mein Auto hatte ich letzte Nacht an der Rückseite des Hauses geparkt, und ich prüfte noch einmal gründlich, ob auf meiner hinteren Veranda auch wirklich keine Vampire lauerten, ehe ich die Hintertür zuzog und abschloss. Ich hatte da schon so manche unerfreuliche Überraschung erlebt. Auch wenn es noch nicht richtig dunkel war, konnten bereits ein paar Frühaufsteher herumschleichen. Die Japaner dürften damals bei der Entwicklung des synthetischen Bluts wohl kaum damit gerechnet haben, dass dieses Produkt die Vampire aus dem Reich der Legenden befreien und ans Licht der realen Welt bringen würde. Mit dem Blutersatzstoff hatten die Japaner bloß ein paar schnelle Dollar verdienen wollen, indem sie ihn an Ambulanzdienste und Notaufnahmen von Krankenhäusern verhökerten. Doch stattdessen hatten sie unsere Welt und unser Bild von ihr für immer verändert.

Da ich gerade über Vampire sprach (wenn auch bloß mit mir selbst), überlegte ich, ob Bill Compton wohl zu Hause war. Der Vampir Bill war meine erste große Liebe gewesen und er wohnte gegenüber von mir an der anderen Seite des alten Friedhofs. Unsere Häuser lagen beide an einer Landstraße außerhalb des kleinen Städtchens Bon Temps und süd-

lich von der Bar, in der ich arbeitete. In letzter Zeit war Bill viel auf Reisen gewesen. Ob er zu Hause war, bekam ich eigentlich nur dann mit, wenn er mal ins Merlotte's kam, was er hin und wieder tat, um sich unter die Einheimischen zu mischen und ein Glas warmes O-positiv zu trinken. »TrueBlood« schmeckte ihm am besten, das teuerste japanische Ersatzblut. Er sagte mir mal, es würde sein Verlangen nach frischem Blut direkt aus der Quelle fast gänzlich stillen. Und da ich bei Bill bereits mal einen Anfall von Blutrünstigkeit erlebt hatte, konnte ich Gott nur auf Knien danken für »TrueBlood«. Manchmal vermisste ich Bill ganz schrecklich.

Ich gab mir innerlich einen Ruck. Schluss mit dem Trübsinn, einzig und allein darum ging es heute. Keine Sorgen mehr! Keine Angst mehr! Frei und erst sechsundzwanzig! Ich hatte Arbeit! Das Haus war bezahlt! Geld auf dem Konto! Das waren doch alles sehr positive Dinge.

Der Parkplatz der Bar war voll, als ich ankam. Heute Abend würde ich also gut zu tun haben. Ich fuhr um das Haus herum zum rückwärtigen Eingang für Angestellte. Sam Merlotte, der Besitzer der Bar und mein Boss, lebte dort hinten in einem sehr schönen Wohnwagen, der sogar einen kleinen Hof hatte und umgeben war von einer Hecke – Sams Ersatz für einen weißen Palisadenzaun. Ich schloss mein Auto ab und trat durch die Hintertür für Angestellte, die in einen Gang führte, von dem die Damen- und Herrentoiletten, ein großer Vorratsraum und Sams Büro abgingen. Ich stopfte meine Tasche und meinen Mantel in eine leere Kommodenschublade, zog meine roten Socken hoch, schüttelte den Kopf, damit mein Haar schön fiel, und ging durch die Tür (diese Tür stand fast immer weit offen), die in den großen Raum der Bar und des Restaurants führte. Was nicht bedeutete, dass die Küche mehr hergab als die gängigsten Sachen: Hamburger, gebackenes Hühnchen, Pommes und Zwiebelringe, Salate im Sommer und Chili con Carne im Winter.

Sam war Barkeeper, Rausschmeißer und gelegentlich auch

Koch, doch in letzter Zeit hatten wir glücklicherweise diese Stelle anders besetzen können: Sams jahreszeitlich bedingte Allergien hatten ziemlich zugeschlagen und ihn nicht gerade zur Idealbesetzung für die Essenszubereitung gemacht. Die neue Köchin hatte sich erst letzte Woche auf Sams Anzeige hin gemeldet. Köche schien es nicht lange im Merlotte's zu halten, aber ich hoffte, dass Sweetie Des Arts eine Weile bleiben würde. Sie kam stets pünktlich, machte ihre Arbeit gut und fing nie irgendeinen Streit mit den anderen Angestellten an. Mehr konnte doch niemand verlangen. Unser letzter Koch, ein Typ namens Tack, hatte bei meiner Freundin Arlene die große Hoffnung geweckt, dass er Mr. Right sein könnte – das wäre dann ihr vierter oder fünfter gewesen –, ehe er über Nacht seine Zelte abbrach und ihr Tafelsilber und einen CD-Player mitgehen ließ. Ihre Kinder waren völlig niedergeschlagen gewesen, nicht etwa wegen des Typs, sondern weil sie den CD-Player so vermissten.

Ich trat in eine Wolke aus Lärm und Zigarettenrauch hinein und mir schien, als betrete ich ein anderes Universum. Die Raucher sitzen alle auf der westlichen Seite des Raums, doch der Rauch scheint nicht zu wissen, dass er dort zu bleiben hat. Ich setzte ein Lächeln auf und ging hinter die Bar zu Sam, um ihn zu begrüßen. Nachdem er fachgerecht ein Glas mit Bier gefüllt und es einem der Stammgäste zugeschoben hatte, hielt er sofort das nächste Glas unter den Zapfhahn.

»Wie steht's denn so?«, fragte Sam vorsichtig. Er wusste alles über die Probleme meines Bruders, denn er hatte mich in jener Nacht begleitet, in der ich den in einem Werkzeugschuppen in Hotshot gefangen gehaltenen Jason fand. Doch wir konnten nur indirekt darüber reden. Vampire waren zwar an die Öffentlichkeit getreten, aber Gestaltwandler und Werwölfe umgab immer noch der Schleier des Geheimnisvollen. Die verborgene Welt der übernatürlichen Geschöpfe wollte abwarten, wie es den Vampiren erging, ehe sie deren Beispiel folgte und sich ebenfalls outete.

»Besser als erwartet.« Ich lächelte zu ihm hinauf, so weit hinauf allerdings auch wieder nicht, denn Sam ist kein großer Mann. Er ist schmal gebaut, aber sehr viel stärker, als er aussieht. Sam ist in den Dreißigern – zumindest nehme ich das an – und hat rotgoldenes Haar, das seinen Kopf wie ein Heiligenschein umrahmt. Er ist ein guter Mensch und ein großartiger Boss. Außerdem ist er auch ein Gestaltwandler und kann zu jeder Art Tier werden. Meistens verwandelt sich Sam in einen sehr schönen Collie mit prächtigem Fell. Manchmal kommt er dann hinaus zu meinem Haus und ich lasse ihn auf einem Vorleger im Wohnzimmer schlafen. »Er kommt prima klar.«

»Freut mich«, sagte er. Die Gedanken von Gestaltwandlern kann ich nicht so einfach lesen wie die Gedanken von Menschen, aber ich erkenne sofort, ob etwas ehrlich gemeint ist oder nicht. Sam freute sich wirklich darüber, weil ich mich darüber freute.

»Wann brichst du auf?«, fragte ich. Er hatte diesen versonnenen Blick in den Augen, der besagte, dass er in Gedanken längst durch die Wälder jagte, um Beutelratten aufzuspüren.

»Sobald Terry da ist.« Wieder lächelte er mich an, doch diesmal wirkte sein Lächeln schon etwas bemühter. Sam wurde langsam kribbelig.

Die Küchentür war gleich neben der Bar, an ihrem westlichen Ende, und ich steckte den Kopf hindurch, um Sweetie zu begrüßen. Sweetie war knochig und brünett und um die vierzig, und für eine Frau, die den ganzen Abend außer Sichtweite in der Küche zubrachte, trug sie eine ganze Menge Make-up. Und sie schien ein bisschen cleverer, vielleicht sogar besser gebildet zu sein als all die vorherigen Köche des Merlotte's.

»Alles okay bei dir, Sookie?«, rief sie, während sie einen Hamburger zuklappte. Sweetie war in der Küche ständig in Bewegung und mochte es gar nicht, wenn ihr jemand im Weg stand. Der Teenager, der ihr half und die Tische anwies, hatte

geradezu Angst vor Sweetie und war immer darauf bedacht, ihr auszuweichen, wenn sie zwischen Herd und Fritteuse hin und her lief. Dieser junge Mann richtete die Teller an, bereitete die Salate zu und ging zur Küchendurchreiche, um den Kellnerinnen zu sagen, welche Bestellungen fertig waren. Im Restaurant arbeiteten Holly Cleary und ihre beste Freundin Danielle gerade ziemlich hart. Beiden war die Erleichterung anzusehen gewesen, als ich hereinkam. Danielle bediente im Raucherbereich auf der westlichen Seite, Holly für gewöhnlich in der Mitte direkt vor der Bar, und ich arbeitete auf der östlichen Seite, wenn wir alle drei Dienst hatten.

»Sieht aus, als sollte ich besser loslegen«, sagte ich zu Sweetie.

Sie lächelte mir rasch noch einmal zu und drehte sich gleich wieder zum Herd um. Der eingeschüchterte Küchenjunge, dessen Namen ich noch nicht mitbekommen hatte, nickte mir mit geducktem Kopf zu und fuhr fort, die Spülmaschine einzuräumen.

Sam hätte mich anrufen sollen, wenn so ein Betrieb herrschte. Es hätte mir nichts ausgemacht, etwas früher anzufangen. Klar, er war nicht ganz er selbst heute Abend. Ich kümmerte mich um die Tische in meinem Bereich, sorgte für neue Drinks und räumte leere Teller weg, rechnete die Bestellungen ab und holte Wechselgeld.

»Kellnerin! Einmal ›Red Stuff!‹« Die Stimme kannte ich nicht, und die Bestellung war ungewöhnlich. »Red Stuff« war das billigste synthetische Blut, und nur die jüngsten Vampire würden sich die Blöße geben, danach zu verlangen. Ich holte eine Flasche aus dem Einbaukühlschrank der Bar und stellte sie in die Mikrowelle. Während sie sich erwärmte, spähte ich durch den Raum auf der Suche nach dem Vampir. Er saß bei meiner Freundin Tara Thornton. Ich hatte ihn noch nie zuvor gesehen, was ich beunruhigend fand. Tara hatte sich bislang mit einem älteren Vampir getroffen (einem viel älteren: Franklin Mott war schon als Mensch älter gewesen als

Tara, bevor er starb; und mittlerweile war er über dreihundert Jahre lang ein Vampir), der ihr großzügige Geschenke machte – etwa einen Camaro. Warum gab sie sich mit diesem neuen Typen ab? Franklin hatte wenigstens gute Manieren gehabt.

Ich stellte die erwärmte Flasche auf ein Tablett und trug sie zu den beiden hinüber. Die Beleuchtung im Merlotte's ist abends nicht sonderlich hell, eben so wie Stammgäste es mögen. Daher konnte ich Taras Begleiter erst einschätzen, als ich ihnen schon ziemlich nah war. Er war schlank, hatte schmale Schultern und trug sein Haar glatt zurückgekämmt. Seine Fingernägel waren lang und sein Gesicht scharf geschnitten. Ich schätze, auf gewisse Weise war er attraktiv – jedenfalls wenn du eine gute Prise Gefahr liebst beim Sex.

Ich stellte die Flasche direkt vor ihn hin und blickte Tara unsicher an. Sie sah großartig aus, wie immer. Tara ist groß, schlank, hat dunkles Haar und besitzt einen ganzen Schrank voller wunderbarer Kleider. Sie hatte eine wahrlich schreckliche Kindheit überlebt, es bis zur Besitzerin eines eigenen Geschäfts gebracht und war sogar zum Mitglied der Handelskammer geworden. Und dann begann sie, mit dem wohlhabenden Vampir Franklin Mott auszugehen, und ließ ihre Freundschaft mit mir hinter sich.

»Sookie«, sagte sie, »darf ich dir Franklins Freund Mickey vorstellen.« Sie klang allerdings ganz und gar nicht, als ob sie uns einander vorstellen wollte. Sie klang vielmehr, als wünschte sie, dass ich den Drink für Mickey nie gebracht hätte. Ihr eigenes Glas war beinahe leer, doch sie lehnte ab, als ich fragte, ob ich ihr noch etwas bringen sollte.

Der Vampir und ich nickten uns gegenseitig zu; Vampire geben niemandem die Hand, normalerweise jedenfalls nicht. Er sah mich an, als er einen Schluck Blut aus der Flasche nahm, mit einem Blick so kalt und feindselig wie der einer Schlange. Wenn der ein Freund des weltmännischen und ultrahöflichen Franklin war, war ich eine seidene Handtasche.

Wohl eher einer dieser angeheuerten Typen. Vielleicht ein Bodyguard? Aber warum sollte Franklin für Tara einen Bodyguard anheuern?

Vor diesem schmierigen Typen würde sie sowieso nicht offen reden, also sagte ich bloß: »Wir sehen uns«, und brachte Mickeys Geld zur Kasse.

Ich hatte den ganzen Abend viel zu tun, und in den wenigen freien Minuten, die mir blieben, dachte ich an meinen Bruder. Er tollte jetzt den zweiten Abend mit den anderen Biestern unter dem Vollmond herum. Sam war wie ein geölter Blitz verschwunden, sobald Terry Bellefleur auftauchte, obwohl der Papierkorb in seinem Büro von zerknüllten Papiertaschentüchern überquoll. Seine Miene war ganz angespannt gewesen vor Erwartung.

Es war einer dieser Abende, an denen ich mich wieder mal wunderte, wie die Menschen um mich herum nur so ignorant sein konnten gegen die andere Welt, die direkt neben der unseren existierte. Nur mutwillige Ignoranz konnte doch diese schwer in der Luft lastende Magie nicht wahrnehmen. Nur allumfassende Fantasielosigkeit konnte als Erklärung dafür gelten, dass sich die Leute nicht mal fragten, was da draußen im Dunkeln wohl vor sich ging.

Aber dann erinnerte ich mich, dass es noch gar nicht so lange her war, dass auch ich zu den mutwillig Blinden gehört hatte wie alle anderen hier im Merlotte's. Selbst nachdem die Vampire sorgfältig koordiniert weltweit bekannt gegeben hatten, dass sie tatsächlich existierten, vollzogen nur wenige Behörden und Bürger den nächsten logischen Schritt: Wenn Vampire existieren, was könnte wohl sonst noch gleich jenseits des Lichtkegels im Dunkeln lauern?

Aus reiner Neugierde begann ich, in die Gedanken um mich herum einzutauchen und mir die Ängste anzusehen. Die meisten Leute in der Bar dachten über Mickey nach. Die Frauen, und auch einige der Männer, fragten sich, wie es wohl wäre, mit ihm zusammen zu sein. Sogar die langweilige

Anwältin Portia Bellefleur spähte immer wieder um ihren konservativen Schönling herum, um Mickey zu mustern. Über diese Spekulationen konnte ich mich nur wundern. Mickey war angsteinflößend. Was jede körperliche Anziehung, die ich ihm gegenüber vielleicht empfunden hätte, sofort zunichte machte. Aber nun hatte ich jede Menge Beweise, dass die anderen Menschen in der Bar das keineswegs so empfanden.

Ich kann schon mein ganzes Leben lang Gedanken lesen. Diese Fähigkeit ist nicht gerade eine großartige Gabe. Bei den meisten Leuten lohnt es sich nicht einmal. Ihre Gedanken sind langweilig, widerlich, ernüchternd und nur selten einmal amüsant. Wenigstens habe ich mit Bills Hilfe gelernt, wie ich einen Teil dieses Getöses abstellen kann. Als ich seine Tipps noch nicht kannte, war es, als würde ich hundert Radiosender gleichzeitig hören. Einige klangen kristallklar, andere kamen wie von weit her und wieder andere, die Gedanken von Gestaltwandlern etwa, knisterten wie elektrostatisch aufgeladen und waren ganz verworren. Und alle zusammen erzeugten sie eine einzige Kakophonie. Kein Wunder, dass viele Leute mich für eine Geisteskranke gehalten haben.

Vampire waren lautlos. Und das war das Wunderbare an ihnen, jedenfalls aus meiner Sicht. Vampire waren tot. Und auch ihr Gehirn war tot. Nur alle paar Jubeljahre erreichte mich mal blitzartig der Gedanke eines Vampirs.

Shirley Hunter, der Chef meines Bruders bei seiner Straßenbautruppe, fragte mich, wo Jason sei, als ich ihm einen Krug Bier an der Tisch brachte. Shirley wurde von allen nur »Catfish« genannt.

»Ihre Vermutung entspricht da wohl ganz der meinen«, sagte ich unwahrheitsgemäß, und er zwinkerte mir zu. Bei der ersten Vermutung, wo Jason sein könnte, drehte es sich immer um eine Frau, und bei der zweiten Vermutung drehte es sich für gewöhnlich um eine andere Frau. Die Männer an

dem vollbesetzten Tisch, die noch Arbeitskleidung trugen, lachten lauter, als es die Antwort erfordert hätte. Aber sie hatten auch alle bereits ziemlich viel Bier intus.

Ich hastete zurück an den Bartresen, um mir drei Bourbon-Cola von Terry Bellefleur geben zu lassen, Portias Cousin, der unter Hochdruck arbeitete. Terry, ein Vietnamveteran mit einer Menge körperlicher und seelischer Narben, schien mit dem hektischen Getriebe des Abends prima klarzukommen. Einfache Jobs, die Konzentration erforderten, gefielen ihm. Sein angegrautes kastanienbraunes Haar war zum Pferdeschwanz zurückgebunden und seine Miene war aufmerksam, während er mit den Flaschen hantierte. Die Drinks waren umgehend fertig, und Terry lächelte mich an, als ich sie auf mein Tablett stellte. Ein Lächeln von Terry, das kam selten vor und wärmte mir das Herz.

Doch schon als ich mich mit dem Tablett auf der rechten Hand umdrehte, ging der Ärger los. Ein Student der Louisiana-Tech-Universität in Ruston hatte sich auf einen persönlichen Kleinkrieg mit Jeff LaBeff eingelassen, einem Proleten, der jede Menge Kinder hatte und sich als Müllwagenfahrer durchschlug. Vielleicht handelte es sich dabei bloß um zwei sture Typen, die aneinander gerieten, und es hatte eigentlich gar nichts mit dem alten Zwist »Einwohner vs. Student« zu tun (so nahe war Ruston ja schließlich nicht). Aber was auch immer ursprünglich der Grund für den Streit gewesen sein mochte, ich brauchte ein paar Sekunden, bis ich begriff, dass sich die beiden nicht damit zufrieden geben würden, sich gegenseitig anzubrüllen.

In diesen wenigen Sekunden versuchte Terry einzuschreiten. Nach ein paar schnellen Schritten stand er zwischen Jeff und dem Studenten und packte beide fest am Handgelenk. Einen Augenblick lang dachte ich, er hätte alles unter Kontrolle, doch Terry war nicht mehr so jung und kräftig wie früher, und plötzlich war die Hölle los.

»Du könntest das beenden«, sagte ich wütend zu Mickey,

als ich an seinem und Taras Tisch vorbeieilte, um selbst Frieden zu stiften.

Er lehnte sich in seinen Stuhl zurück und nippte an seinem Drink. »Nicht meine Angelegenheit«, erwiderte er seelenruhig.

Das war deutlich, auch wenn sich der Vampir damit bei mir nicht gerade beliebter machte – zumal der Student herumwirbelte und einen Schwinger auf mich losließ, als ich mich ihm von hinten näherte. Er verfehlte mich, und ich schlug ihm mein Tablett auf den Kopf, so dass er zur Seite taumelte, vielleicht blutete er sogar ein bisschen. Inzwischen hatte Terry Jeff LaBeff bändigen können, der bereits nach einer Ausflucht suchte, um aufzugeben.

Vorfälle wie diese waren schon häufiger vorgekommen, vor allem wenn Sam nicht da war. Mir war klar, dass wir einen Rausschmeißer brauchten, wenigstens am Wochenende ... und auf jeden Fall in Nächten mit Vollmond.

Der Student drohte, mich zu verklagen.

»Wie heißt du?«, fragte ich.

»Mark Duffy«, antwortete der junge Mann und hielt sich den Kopf.

»Mark, woher kommst du?«

»Aus Minden.«

Schnell schätzte ich seine Kleidung, sein Benehmen und den Inhalt seines Kopfes ab. »Wird mir ein Vergnügen sein, deine Mama anzurufen und ihr zu erzählen, dass du einen Schwinger auf eine Frau losgelassen hast«, sagte ich. Er wurde blass, und von Klage war keine Rede mehr. Kurz darauf verschwanden er und seine Kumpane. Es ist eben immer hilfreich, die wirksamste Drohung zu kennen.

Jeff forderten wir ebenfalls auf, zu verschwinden.

Terry nahm wieder seinen Platz hinter der Bar ein und begann Drinks auszuschenken, doch er hinkte leicht und hatte einen angespannten Ausdruck im Gesicht, was mich beunruhigte. Terrys Kriegserlebnisse hatten ihn recht labil gemacht.

Und die Nacht war natürlich noch nicht zu Ende.

Etwa eine Stunde nach der Rauferei kam eine Frau ins Merlotte's. Sie war ziemlich unansehnlich und schlicht gekleidet, in alte Jeans und einen tarnfarbenen Mantel. Ihre Stiefel mussten irgendwann mal wunderschön ausgesehen haben, als sie noch neu gewesen waren, doch das war lange her. Eine Handtasche hatte sie nicht dabei und ihre Hände waren tief in den Manteltaschen vergraben.

Verschiedene Anzeichen ließen meine geistigen Antennen zucken. Zuerst einmal, diese Frau war falsch gekleidet. Jemand aus der Gegend würde sich vielleicht so anziehen, um auf die Jagd zu gehen oder Landarbeit zu verrichten, aber in diesem Aufzug nie im Merlotte's auftauchen. Die meisten Frauen, die abends in die Bar kamen, machten sich zurecht. Diese Frau hier war also in einer Arbeitssituation, und eine Hure war sie schon mal nicht, so wie sie aussah.

Das bedeutete Drogen.

Um das Merlotte's während Sams Abwesenheit zu schützen, ließ ich mich auf ihre Gedanken ein. Die Leute denken natürlich nicht in vollständigen Sätzen, und ich glätte das ein wenig. Aber in etwa ging ihr dies durch den Kopf: Drei Phiole noch, werden langsam alt und verlieren ihre Wirkung, muss ich unbedingt heute Nacht verkaufen, dann kann ich zurück nach Baton Rouge und neue besorgen. Da ist ein Vampir in der Bar, wenn der mich mit Vampirblut erwischt, bin ich tot. Was ist das für ein Drecksnest hier. Bloß zurück in die Stadt, sobald sich Gelegenheit bietet.

Sie war eine Ausbluterin, oder vielleicht war sie auch nur eine Dealerin. Vampirblut war die wirksamste Droge auf dem Markt, aber die Vampire gaben es natürlich nicht freiwillig her. Das Ausbluten von Vampiren war ein gefährliches Unterfangen, was die Preise für die winzigen Blutphiole in erstaunliche Höhen trieb.

Und was bekam der Drogenkonsument dafür, dass er so viel Geld hinblättert? Je nach Alter des Bluts (wann war es